

SCHWERPUNKT

Weihnachten – Zeit der Sehnsucht?

VON HANS-JOACHIM HÖHN

Einmal im Jahr und zugleich alle Jahre wieder überzieht eine schwer beschreibbare Stimmung das Land. „Es weihnachtet“. Halb jahreszeitlich bedingt, halb vom Menschen inszeniert entsteht im Dezember eine Atmosphäre, die aus Kontrasten entsteht und selbst einen Kontrast zu den anderen Zeiten des Jahres darstellt. Die Advents- und Weihnachtszeit besteht aus einer Komposition aus Licht und Wärme inmitten des Dunklen und Kalten. Vier Wochen ist es in einer sonst auf Coolness und Kalkül erpichten Gesellschaft erlaubt, Gefühle zu zeigen und das eigene Herz wieder zu entdecken. Es ist die Zeit, in der sich Heimweh nach der eigenen Kindheit einstellt. Es ist die Zeit der großen Worte für große Sehnsüchte: Geborgenheit, Harmonie, Zuwendung.

Kaum ein anderes Fest lebt hierzulande so sehr von einer Stimmung, die es braucht und zugleich schafft. Für einen Monat bestimmt diese Atmosphäre das Leben und Fühlen. Sie ergreift Seele und Gemüt. Sie verdichtet sich am Heiligen Abend. Wer an ihm unterwegs sein muss, trifft auf den Straßen nur wenige Menschen. Alles Leben scheint sich von draußen ins Innere der Häuser verzogen zu haben. Weihnachten wird da gefeiert, wo man daheim ist. Wer jetzt allein ist, hat mit wehmütigen Erinnerungen zu kämpfen. Weihnachten

ist auch ein bitteres Fest. Es macht vielen Menschen bewusst, was sie zum Leben bitter nötig haben. Und ebenso viele spüren in diesen Stunden, wie sehr sie entbehren, was ein wenig Wärme und menschliche (und vielleicht auch göttliche) Nähe in ihr Leben bringen könnte.

Etliche Zeitgenossen erklären hingegen alles, was sich in einer solchen „stillen und heiligen Nacht“ in und mit den Menschen ereignet, zur kitschigen Sentimentalität. Weihnachten ist für sie nur der Auslöser für eine Regression ins Kindesalter. Und sie haben größtes Verständnis für alle, die aus dieser Gefühlseligkeit ausbrechen und sie mit dem Trubel von Kneipen und Discoteken eintauschen, die ihre Türen eigens für ein solches Klientel öffnen. Weihnachten ist für manche Menschen sogar ein Fest, das am besten nicht (mehr) gefeiert werden sollte angesichts seiner grenzenlosen Kommerzialisierung, des spießigen Dekorationskitsches in den Fußgängerzonen und der LED-bestückten Lichterketten in Reihenhäusvorgärten. Am Rummel der Weihnachtsmärkte lesen sie den religiösen Ausverkauf dieses Festes ab. Den betrieblichen Weihnachtsfeiern bleiben sie angewidert fern. Aus Erfahrung wissen sie, dass regelmäßig die anfängliche Besinnlichkeit in einem Besäufnis endet.

Kein anderes Fest ist so beliebt wie Weihnachten. Und kein anderes Fest wird so heftig kritisiert. Wie kommt es, dass hier Widerspruch und Zustimmung so eng beieinander liegen? Warum funktioniert seine Kommerzialisierung trotz aller aufklärerischen Konsumkritik? Warum kann es sich trotz seiner Kommerzialisierung einen festen Platz im Leben der Menschen heute behaupten? Wird sich dieses Fest auf Dauer als säkularisierungsresistent behaupten?

Die folgenden Überlegungen machen den Versuch, für die Divergenzen, die sich um Weihnachten auftun, eine gemeinsame Erklärung zu finden. Es soll die These erprobt werden, dass dieselben Gründe, die für die Anziehungskraft dieses Festes stehen, auch seine prekären Momente ausmachen. Diese Gründe haben mit der Geschichte zu tun, die hinter dem Fest steht. In diese Geschichte kann man ebenso viel hineinlegen, wie man aus ihr herauslesen kann. Vielleicht haben dies auch schon die Verfasser des Matthäus- und Lukasevangeliums bemerkt und ihre Erzählungen entsprechend gestaltet (vgl. Mt 1,18-2,23; Lk 1,26-38; 2,1-20). Erzählt wird von den besonderen Umständen der Geburt eines besonderen Kindes. Diese Umstände machen diese Erzählung bis heute anziehend für religiöse Leser wie für säkulare Interpreten. Man hat jedes Detail aufgegriffen, aktualisiert und ausgeschmückt: ungeplante Schwangerschaft, Herbergssuche, Niederkunft vor den Toren der Stadt, göttliche Zeichen am nächtlichen Himmel, Besuch der Hirten und der Sterndeuter, Flucht und Asyl. Man hat diesen Stoff als Geschichte eines ungleichen Paares und eines göttlichen Kindes gelesen, eine Parabel für den Umgang mit Migranten und Asylanten daraus gemacht, im Blick Kaiser Augustus und Herodes die große Politik

und das Schicksal der kleinen Leute einander begegnen lassen, das Mysterium einer Heiligen Nacht beschworen und den Mensch gewordenen Gott Stallgeruch annehmen lassen.

1. Weihnachten I: Geschichte einer Dekonstruktion

Die Weihnachtsgeschichte hat selbst weitere Geschichten und Legenden hervorgebracht, wie auch das Weihnachtsfest seinerseits Geschichte gemacht hat. Vermutlich hat es sich ursprünglich etabliert als christliches Pendant zum römischen Kult des „Sol invictus“ zur Wintersonnenwende. „Das von Kaiser Aurelian 275 n.Chr. eingeführte Staatsfest, das die Geburt (Natalis) der vom Winterdunkel nicht besiegten Sonne feiert, bot den christl. Predigern Anlaß, auf den Aufgang des »Lichtes aus der Höhe« (Lk 1,78) der »Sonne der Gerechtigkeit« (Mal 3,20) und die Ankunft des »wahren Lichtes, das jeden Menschen erleuchtet« (Joh 1,9) hinzuweisen“ (Heinz 2005, 1336). Seither strahlt die Aura, die dieses Fest umgibt, weit aus. In Malerei, Musik und Dichtung hat sie bedeutende Werke inspiriert. Seine besondere Karriere in Europa aber verdankt das Weihnachtsfest der Legierung mit Bräuchen zum Ende des Arbeits- und Wirtschaftsjahres in einer agrarischen Kultur und vor allem mit den im 19. Jahrhundert aufkommenden familienzentrierten Formen, das Christfest zu begehen. Weihnachtsbaum samt Krippe und Geschenke inklusive Feier im trauten Familienkreis – all dies ist mit der bürgerlichen Moderne entstanden (Morgenroth 2003). Indem man das Innige und Heimelige zu einer sowohl deutschen Besonderheit als auch zu einer Bestimmung des Weihnachtlichen erklärte, wurde entstand eine wirkmächtige Doppelcodierung.

Solche Doppel- und Mehrfachcodierungen stellen bemerkenswerte Innovationen dar. Aber sie bilden kein religions- und kulturgeschichtliches Novum. Über Jahrhunderte hinweg hat rund um das Weihnachtsfest eine christliche Neuformatierung bereits bestehender Symboliken und Ästhetiken stattgefunden, die zugleich eine kulturelle Kontextualisierung des Christentums ermöglichte. Das Christentum erwies sich als resonanzfähig für seine (säkulare) Umwelt, wie diese ihrerseits seiner religiösen Botschaft etwas abgewinnen konnte. Mit der Friedensbotschaft des Weihnachtsevangeliums ließen sich zivilreligiöse Bedürfnisse ebenso ansprechen, wie charakteristische Symbole der Weihnachtserzählung – Engel, Stern, Krippe – auch ohne ihre religiöse Aufladung Karriere machen konnten. Weihnachten erfüllte in nahezu perfekter Weise die Forderung nach „Anschlussfähigkeit“ für sowohl religiöse als auch säkulare Lebens- und Deutungsentwürfe. Diese Eigenschaft hat es dem Weihnachtsfest ermöglicht, sich über die Zeiten hinweg „immer wieder neu zu erfinden, ohne die Verbindung zu seinen Ursprüngen gänzlich zu verlieren“ (Miller 2011, 17).

Seit etlichen Jahren lässt sich jedoch erkennen, dass die Integrationskraft des Weihnachtsfestes schwindet. Es ist kaum mehr in der Lage, das rituelle und ästhetische Repertoire seiner (säkularen) soziokulturellen Umwelt zu akkumulieren und interpretativ zu bestimmen. Stattdessen lässt sich eine Umkehrung dieses Prozesses beobachten. Mit dem Weihnachtsfest wird nun das gemacht, was es selbst lange Zeit praktizierte: die Dekonstruktion, d.h. das zerlegende Zusammensetzen. Es muss nun selbst als Fundus neuer Jahresendbräuche herhalten. Offenbar bildet ausgerechnet die synkretistische Symbo-



Prof. Dr. Hans-Joachim Höhn lehrt Systematische Theologie an der Universität zu Köln.

lanreicherung, die das Weihnachtsfest auszeichnet, die entscheidende Voraussetzung seiner nun einsetzenden Dispersion. Es ergeht ihm mit der säkularen Kultur nun so, wie es zuvor anderen Traditionen in der Begegnung mit dem Christentum erging. Es muss wieder abgeben, womit es angereichert wurde. Weihnachten wird zusehends profaniert, das Profane aber umgibt sich mit der Sphäre des Sakralen und Mythischen. Übrig bleiben säkulare Neomythen. Sie werden ritualisiert anlässlich eines Festes der Liebe, der Kinder, der Geschenke. Bisweilen verblassen auch diese Inhalte und Weihnachten steht bloß für das „unbestimmte Besondere“. In der Werbung begegnet es ohnehin vielfach nur noch als „Das Fest“, und es bleibt offen, was es denn zu feiern gibt.

Hier wird exemplarisch deutlich, wie in „postsäkularen“ Zeiten das Religiöse und das Säkulare sich in neuen Konstellationen zusammenfinden. Mit dem Kennwort „postsäkulär“ ist in der neueren Religionssoziologie die These verbunden, dass das Religiöse ungeachtet etlicher Säkularisierungswellen nicht aus der Gesellschaft verschwindet, sondern in ihr an-treffbar bleibt (Höhn 2007). Diese Antreffbarkeit ist jedoch nicht beschränkt auf die religiösen Nischen und Refugien der Gesellschaft, sondern lässt sich auch für gänzlich säkulare Bereiche nachweisen – vom ökonomischen „Kultmarketing“ über zivilreligiösen Rituale in Sport und Politik bis hin zur Verarbeitung von My-

then und Mysterien in der Popkultur. Das Religiöse mischt sich unter das Profane. Fraglich ist allerdings, ob dabei Religion als Religion präsent bleibt. Vielfach kommt es zum Tausch zwischen der Hauptrolle des Religiösen als Transzendenzverweis und seinen Nebenrollen im Bereich des Ästhetischen und Therapeutischen. Beobachtbar sind vielfach eine Dekontextuierung und eine nicht-religiöse Aneignung religiöser Traditionen, eine Inversion transzendenzorientierter Weltdeutungen und eine Diffusion des Religiösen ins Säkulare. Der Advent bietet für entsprechende Fallstudien ergiebige Material. Viele der auf den Weihnachtsmärkten annehmbaren Fragmente und Versatzstücke des Christentums sind auf ihren religiösen Hintergrund kaum noch transparent bzw. hinsichtlich ihrer christlichen Prägung „anonymisiert“. Sie haben eine gewisse Assoziativkraft „in Richtung Religion“ behalten, sind aber inhaltlich entkernt. Solche Bestände sind nur noch „religionsförmig“; religiöse Anspielungen werden als Kaufanreize oder als „Cover“ für nicht-religiöse Ziele, Zwecke und Motive eingesetzt. Wer sich auf dem Weihnachtsmarkt Grußkarten beim Stand von Unicef besorgt, stößt auf eine vielfache ikonografische Verarbeitung der Motive „Herbergssuche“, „Nacht“, „Stern“ unter Weglassung all dessen, was die christliche Weihnachtsgeschichte ausmacht. Andernorts begegnet eine völlige Neuformatierung des Weihnachtsfestes, wenn der Coca-Cola-Truck vorfährt, der Weihnachtsmann aussteigt und seine milden Gaben verteilt. In einem solchen, religionswissenschaftlich am besten als „Cargo-Kult“ zu typisierenden Phänomen lässt sich die krasseste Form einer postsäkularen Fortexistenz des Religiösen festmachen: nicht „rettende Anverwandlung religiöser Se-

mantik“ (J. Habermas), sondern zweckrationale Ausbeutung religiöser Restdispositionen des „modernen“ Menschen.

2. Weihnachten II: Konstruktion eines Sehnsuchtsraumes

Um die Säkularisierungsresistenz des Weihnachtsfestes scheint es schlecht bestellt zu sein. Die Übersetzung seiner Symbolik in moderne Kontexte mündet immer häufiger in einer Ersetzung. Rentiere und Elche, die den Schlitten des Weihnachtsmannes ziehen, lösen Ochs und Esel ab, die an der Krippe des Jesuskindes stehen. Heilig-Abend-Gruselkrimis und Brachialsatiren zum Thema ‚Bescherung‘ verdrängen die anrührende literarische Weihnachtsfolklore von P. Rosegger, H. Waggerl und S. Lagerlöf. Am Weihnachtsbaum hängen nicht mehr Kugeln und Lametta, die alljährlich vom Dachboden geholt werden, sondern die jährlich auszutauschende Designerdekoration.

Aber vielleicht werden solche Phänomene auch überschätzt. Viel eher als die Annahme einer religiösen Nivellierung dürfte die Beobachtung zutreffen, dass es dem (modernen) Menschen mit Weihnachten so ergeht, wie es diesem Fest in und mit der Moderne und wie es der Moderne mit dem Religiösen ergangen ist. Die Tilgung oder Überschreibung christlicher Interpretamente hat nicht dazu geführt, dass der Sehnsuchtsraum, den die freien Tage zum Jahresende bilden, nun stimmiger gefüllt wird. Die skizzierten Dekonstruktionen des Weihnachtsfestes und seine Deformierung zum „Winterfest“ haben zwar seine christliche „Kennung“ aufheben können. Sie vermochten jedoch nicht, andere und bessere Ausdrucksformen zu stilisieren für die großen Hoffnungen, Wünsche und Sehnsüchte, die in dieses Fest eingegangen sind.

Erhärten lässt sich diese Vermutung, wenn man exemplarisch sondiert, was das säkulare (und religiöse) Gravitationsfeld von Weihnachten konstituiert: die Auszeit eines Festes, die Präsenz der Kindheit, das Versprechen des Geliebtseins, die Hoffnung auf Frieden.

2.1 Festliche Auszeit

Weihnachten ist zwar noch immer ein Familienfest. Es ist aber auch zum Anlass halböffentlicher Festivitäten geworden – wie etwa der betrieblichen Weihnachtsfeier. Solche Feiern stellen eine Gratwanderung dar. Nur selten gelingt eine Balance zwischen kontemplativen und ausgelassen-expressiven Motiven. Meist werden Elemente gemischt, die entweder ein „Fest“ konstituieren oder eine „Feier“ ausmachen. Und ebenso häufig wird genau jenes Moment außer Acht gelassen, das man braucht, damit am Ende „alles stimmt“.

Feste stellen Aktivitäten dar, die das Routinemäßige hinter sich lassen, übersteigen oder außer Kraft setzen. Sie gewähren Zerstreuung, Amüsement, Vergnügen. Feste sind Inszenierungen des Daseins, Unterbrechungen des Alltäglichen. Feste sind Distanzierungen vom Leben, um das Leben in besonderer Weise sehen zu können: in der Weise des Gedenkens und Dankens, des Jubelns und Sich-Freuens. Ein Fest zu veranstalten macht meist nur Sinn, wenn es etwas zu feiern gibt. Wer etwas zu feiern hat, sagt aus gegebenem Anlass zu einem Ereignis in seinem Leben: Es ist gut so, wie es ist! Eine Feier ist Darstellung dieses Guten und Geglückten. Es ist die Stilisierung der Freude daran und Ausdruck der Wertschätzung dessen, was man nicht mehr missen möchte.

Fest- und Feiertagen kommen der Sehnsucht des Menschen nach „Auszeiten“ ent-

gegen. Gegen eine Ökonomisierung der Zeit wird eine andere Zeitrechnung zur Geltung gebracht. Es geht darum, andere Zeitmaße zu praktizieren, das Tempo aus dem Lauf der Dinge zu nehmen. Es gilt, in der Zeit die Zeit gegen sie selbst und ihr Vergehen zu wenden. Wo dies praktiziert wird, entsteht freie Zeit, eine von den üblichen Verzweckungen befreite Zeit, Zeit für Freiheit (Höhn 2006). Diese Zeit ist offen für andere Inhalte. Sie will anders gefüllt werden als die Arbeitszeit und regelmäßig verfügbare Freizeit. Dabei kommt es nicht darauf an, selbst etwas zu bewerkstelligen. Auszeiten sind Einladungen, etwas mit sich geschehen zu lassen und sich in andere Lebensumstände versetzen zu lassen.

Religiös geprägte Auszeiten erinnern daran, was man nicht hinter sich lassen darf, wenn man vorankommen möchte. Sie wollen erinnern und vergegenwärtigen. Sie wollen sensibilisieren für Ereignisse, die sich dann einstellen, wenn die Zeit dafür gekommen ist. Darum müssen bei einem religiösen Fest nicht Reden gehalten, sondern Geschichten erzählt werden: Ursprungs- und Herkunftsgeschichten. Erzählungen von einem Anfang des Daseins, in dem man sich selbst wiedererkennt, der im Fortgang der Zeit mitgeht, mit dem man immer wieder etwas Neues und Eigenes anfangen kann. Um sich eines solchen Anfangs zu vergewissern, muss man sich von den üblichen Kontexten distanzieren und auf andere Zusammenhänge einstimmen lassen. Wie die Musiker vor einem Konzert ihre Instrumente stimmen und aufeinander abstimmen, müssen auch die Beteiligten eines Festes sich in Stimmung bringen lassen. Ein Fest mislingt, wenn keine passende Stimmung aufkommt – oder wenn sie kippt.

Jene seltenen Gottesdienstbesucher, die nur noch zur Christmette eine Kirche

betreten, scheinen sich eine Ahnung dieses Wissens bewahrt zu haben. Sie suchen eine Atmosphäre, in der sie sich öffnen können für Wirklichkeiten und Wahrheiten, die sich nur von denen erfahren lassen, die sich auf sie eingestimmt haben. Stimmungen sind das Pendant zu Atmosphären – durch sie werden wir sensibel und resonanzfähig für das, dem man nur im Fühlen und Spüren auf die Spur kommt und das auf diese Weise zugleich eine Spur durch uns zieht. Es ist dasjenige, das uns vielleicht nicht in den Kopf will, sondern ins Herz trifft – weil es nur dort hingehört. Wenn man dort nicht spürt, auf welche Werte es letztlich ankommt, wie will man ihnen auf der Spur bleiben? Vielleicht haben sich gerade die „fernen Kirchentreuen“ einen Sinn dafür erhalten, worin die Säkularisierungsresistenz authentischer Religiosität besteht. Sie lässt sich nicht abgelenken mit säkularen „updates“ oder Coverversionen der Sehnsucht nach Zeiten und Orten, an denen man ebenso sich selbst wie dem Himmel nahe kommen kann.

2.2 Zur Welt kommen

Die Weihnachtsgeschichte gehört buchstäblich zu den „Kindheitsgeschichten“ des Menschen. Man hört sie zum ersten Mal als Kind und liest sie (den eigenen) Kindern vor. Sie bleibt für Erwachsene immer wieder Anlass und Anregung, selbst im fortgeschrittenen Lebensalter, den Anfang der (eigenen) Lebenszeit zu meditieren.

Für viele Menschen bedeutet die Geburt eines Kindes eine Erfahrung, in die Beglückendes und Bedrückendes eingeht. Hoffnungen und Ängste liegen eng beisammen. Was heißt es: in diese Welt zu kommen? Ist es ein unverdientes Glück? Ist es ein unverdientes Unglück? Der erste

Blick ist ein Blick ins Licht. Der erste Laut aber ist ein Schrei. Mit einer blutenden Wunde kommt der Mensch zur Welt. Es wird nicht die letzte sein, die ihm zugefügt wird. Wenn irgendwo, dann kann einem hier aufgehen, was „Kontingenz“ heißt: Erleben von Unverfügbarkeit, Unbestimmtheit, Unableitbarkeit des Lebens und seines Anfangs. Vor allem aber stellt sich die Frage: Wie geht es weiter? Welchen Fortgang nimmt dieser Anfang? Auch für die Eltern markiert die Geburt des ersten Kindes eine Schwellenerfahrung. Sie bedeutet das definitive Ende des eigenen „Nichterwachsenseins“, es entsteht eine neue (Rollen-)Identität mit neuen Verantwortlichkeiten, von denen ungewiss ist, ob man ihnen gewachsen ist.

Weihnachten erlaubt die Rückkehr in die eigene Kindheit. „Wie ein Kind sein“ heißt: die Welt und sich selbst wahrnehmen vom Standpunkt des Anfangs her, im Modus der Offenheit und Erwartung, unter dem Aspekt des Unabgeschlossenen, angesichts offener Horizonte. Im Anfang stecken alle Möglichkeiten, und doch ist er selber nichts von allem. Niemand kann sich die Grundlage der Selbst- und Daseinsannahme selbst geben. Weihnachten stellt daher auch vor Augen, wie riskant und gefährdet ein solcher Anfang ist. Zur Sprache kommt ebenso, was dem Menschen dabei abverlangt wird und was ihm auf wohlthuende Weise entzogen bleibt. Um von beiden Aspekten des Lebensanfangs sprechen zu können, muss die Rede auf Gott kommen.

In der Verkündigungsszene (Lk 1,26-38) wird auf zunächst irritierende Weise demonstriert, wie man das Leben, seinen Anfang und Gott als Geber des Lebens zusammendenken kann. Mit der „Jungfrauengeburt“ wird klargestellt, was letztlich daseinskonstitutiv ist: Ein Mensch ist

mehr als nur Produkt anderer Menschen, er ist mehr als Ausdruck der gesellschaftlichen Reproduktion. Er ist kein „Wunschkind“ anderer Menschen, sondern „Kind Gottes“. Von seiner ersten Lebensregung an ist Gott an seiner Seite - und das wird so bleiben, in guten wie in schlechten Tagen. Bei aller Hinordnung auf die Mitmenschen ist jeder Mensch dazu bestimmt, diese Hinordnung zugleich zu transzendieren. Dass man über sich selbst verfügen kann, setzt voraus, dem Verfügungswillen anderer Menschen bleibend entzogen zu sein. Ein Mensch gehört zu Gott, ist „Kind“ Gottes, der ihn in sein eigenes Leben freigibt. Darum kann gerade ein Gott zugehöriger Mensch frei sein, sich selbst gehören und als freier Mensch für andere da sein. Und das impliziert wiederum, allen anderen Instanzen zuvorzukommen, die es auf das Leben und den Menschen abgesehen haben, weil sie beanspruchen, etwas für sein Dasein Grundlegendes zu bedeuten. Windelproduzenten, Versicherungen und Bausparkassen geben mit ihren Werbegeschenken vor, dass sie etwas für einen neugeborenen Menschen wollen. Letztlich aber wollen sie etwas von ihm und seinen Eltern. Dass im Namen Gottes ein Kind seinen Namen erhält (Lk 1,31), stellt klar, dass der Mensch sich nicht erst einen Namen machen muss, um jemand zu sein. Hier wird somit auch das benannt, was identitätskonstitutiv ist. Und es wird unterstrichen: Dass Gott seine Hand über den Menschen hält, ist Zeichen des Widerstandes gegen die Bemühungen von allen anderen Mächten und Gewalten, den Menschen möglichst früh für sich in Beschlag nehmen zu wollen.

Es ist eine der größten Sehnsüchte des modernen Menschen, nicht nach dem Wunsch und Willen anderer Menschen

existieren zu müssen und seine Daseinsberechtigung nicht durch das Erfüllen von Verhaltenserwartungen erbringen zu müssen. Das aber ist nur möglich, wenn er von Anfang in einem Horizont der Anerkennung und Wertschätzung leben kann, der all dies relativiert.

2.3 Liebe: Himmel auf Erden!?

Zu einem „Fest der Liebe“ scheint die Weihnachtsgeschichte auf den ersten Blick nicht zu passen. Als Vorlage für eine moderne „Liebesehe“ ist die Beziehung von Maria und Josef kaum geeignet. Eher aus Pflichtgefühl gegenüber einem göttlichen Gebot denn aus Neigung hält Josef Maria die Treue und übernimmt Vaterpflichten. Er handelt aus göttlicher „raison“ und blendet all das aus, worauf das moderne Liebesideal setzt: eine Gewissheit der Zugehörigkeit, die nicht „raisonabel“, sondern emotional verankert ist. In der Moderne hat sich ein Gestalt- und Funktionswandel der Ehe vollzogen, der nicht mehr mit agrarisch geprägten, patriarchal organisierten Lebensverhältnissen kompatibel ist: weg von einer Institution der Besitz- und Machtvererbung hin zu einem Sinnbild der Liebe. An die Stelle ökonomischer Absicherung und sozialer Anerkennung sind Ideale und Utopien der Zweisamkeit getreten (Beck/Beck-Gernsheim 1990). Nur noch die Liebe zählt. Vernunfttendenzen sind nicht nur unromantisch, sondern auch unvernünftig. Wenn und wo nur die Liebe zählt, wird sie zum Maßstab der Vernunft, zur Leitgröße und zum Sinnmuster für Wahrheit („den/die Richtige/n finden“), für Identität und Authentizität („die Frau meines Lebens“) und für Erlösung („im siebten Himmel“). Wahrheit, Identität, Erfüllung – hier ist es in der ersten und zweiten Person Singular zu haben: Ich liebe dich!

In der Liebesgeschichte von Josef und Maria ist davon keine Rede. Erzählt wird stattdessen von einer anfänglich doppelten Überforderung, die in Marias wunderbarer Schwangerschaft begründet ist. Mit einer Überforderung sind aber auch das moderne Liebesideal und die Liebesehe ausgestattet. „Ich nehme dich an als meine Frau (meinen Mann) und verspreche dir die Treue in guten und bösen Tagen, in Gesundheit und Krankheit. Ich will dich lieben, achten und ehren, solange ich lebe.“ Man mag sogleich gegen diese großen Worte einwenden: Ein Mensch, der so etwas von sich aus zu einem anderen sagt, übernimmt sich. Wie soll er/sie in der eigenen Begrenztheit einen anderen ebenso unbestreitbar endlichen Menschen kategorisch, ohne „wenn und aber“ annehmen und respektieren können? Was kann der/die andere vorweisen, das solche unbedingte Anerkennung rechtfertigt?

Die Weihnachtsgeschichte geht auf beides ein: auf die Tiefe der Liebe, die auf unbedingte Anerkennung und Treue drängt, und auf die Endlichkeit der Liebenden, von denen nicht mehr verlangt werden kann, als Menschen möglich ist. Etwas Unbedingtes scheint für vielfach bedingte Wesen als ein Ding der Unmöglichkeit. Unbedingt ist die Achtung der Würde des anderen, wenn sie maßlos ist, d.h. wenn sie nicht am Menschen und seinen Qualitäten Maß nimmt. In der Weihnachtsgeschichte wird deutlich gemacht, dass Endlichen und Bedingten dies nur möglich ist, wenn sie sich vom Unendlichen und Unbedingten her verstehen: Ihr endliches Ja ist dann keine Selbstüberforderung, wenn es von einem unendlichen und unbedingten Ja ermöglicht und getragen wird. „Wenn ich zu einem Menschen nicht nach seinem Maß, sondern unbedingt soll verantwortbar Ja sagen können,

dann muß mein Maß das unbedingte Ja Gottes zu ihm sein, aus dem er ist und sein soll, der er ist. Das Ja zu einem Menschen ist als unbedingtes ein Mitsprechen von Gottes Ja zu ihm“ (Splett 1978, 30). Diese Zusage wird als Versprechen gegeben. Von nun an sind beide einander im Wort. Und auch Gott ist bei beiden Wort, wie sie gemeinsam in seinem Ja-Wort sind.

Weihnachten ist das Fest der großen Worte. Großen Worten wird oft misstraut. Meist ist wenig dahinter. Meist sind es leere Versprechungen. Aber manchmal geht es nicht ohne sie. Manchmal sehnt man sich nach dem einen großen Wort, das Klarheit schafft oder einen Bann bricht. Manche Wirklichkeiten und Wahrheiten kommen auch nur vom Hören-Sagen. Sie wollen gehört und weitergesagt werden. Anders kommen sie nicht in die Welt.

2.4 Hoffnung auf Frieden auf Erden

Weihnachten ist nicht bloß das Fest der großen Worte, sondern auch der großen Wünsche. Und natürlich gehören Friedenswünsche dazu. Manchmal gehen sie sogar in Erfüllung. Die Weihnachtszeit ist nämlich eine wunderselige Zeit. Ihr traut man zu, dass Dinge geschehen, die sonst ausbleiben. Wenn es Weihnachtswunder gibt, dann müsste es zum Fest des Friedens auch eine passende Wundergeschichte geben. Es gibt sie tatsächlich – die Geschichte vom kleinen Frieden im großen Krieg (Jürgs 2005): Dezember 1914 in Flandern – aus dem Westen nichts Neues. Seit Wochen herrscht Stellungskrieg. Engländer, Franzosen, Belgier auf der einen Seite – ihnen gegenüber die Truppen des Deutschen Reiches. Die anfängliche Kriegsbegeisterung ist längst dahin und der Krieg ist stecken geblieben in den zahllosen Schützengräben von der Nord-

see bis zur Schweizer Grenze. Zwischen den umkämpften Stellungen erstreckt sich Niemandsland, Totenland. Über die Stacheldrahtverhaue jagen immer wieder Artilleriestöße und machen die Gräben zu Gräbern. Doch am Weihnachtsmorgen 1914 geschieht etwas, das jenseits jeglicher militärischer Strategie und Taktik liegt. An diesem Tag erklären Feinde einander den Frieden. In der Heiligen Nacht hat es begonnen. Erst vereinzelt und zaghaft, aber dann an vielen Stellen und sich in Lautstärke und Intensität verstärkend werden Weihnachtslieder gesungen. Christmas, Noël, Weihnachten – ein jeder in seiner Sprache, doch die Botschaft ist dieselbe: Friede auf Erden. Es kommt zu spontanen Verbrüderungen zwischen den Soldaten, auch viele Offiziere schließen sich ihnen an und sie alle vereinbaren, dass für zwei Tage die Waffen schweigen sollen. Länger darf der kleine Frieden im großen Krieg auf Befehl von oben nicht dauern.

Mitten im Krieg wurden die Worte wahr: „... auf Erden ist Friede, bei den Menschen

seiner Gnade“ (Lk 1,14). Wenigstens an ein, zwei Tagen ist ausgeschlossen, was das Leben bedroht, das Herz bedrückt und die Seele ängstigt. „Still schweigt Kummer und Harm...“. Wenigstens an ein, zwei Tagen wird die Zeit mit ihrem mörderischen Getöse angehalten, steht sie still und stellt sich Stille ein. Eine kurze Auszeit – aber immerhin lange genug um sich gewiss zu sein: So wie es ist, wird es vielleicht nicht bleiben. Aber es sollte nicht nur einmal so sein, sondern immer wieder!

Das Weihnachtswunder von Flandern im Jahre 1914 ist ein Lehrstück darüber, was Menschen möglich ist, wenn sie ihren Erinnerungen treu bleiben und ihre Gefühle und Sehnsüchte ernst nehmen, – auch wenn es am Ende wieder ein bitterer Ernst wurde. Dieses Wunder hätte sich niemals zutragen können, wenn es nicht Menschen gegeben hätte, die ein Gespür dafür behielten, was an der Zeit war – und was mit der Zeit aus der Zeit des kleinen Friedens im großen Krieg noch hätte werden können.

Literatur:

Beck, Ulrich / Beck-Gernsheim, Elisabeth (1990): Das ganz normale Chaos der Liebe, Frankfurt.

Daxelmüller, Christoph (1992) (Hg.): Weihnachten in Deutschland – Spiegel eines Festes, München/Zürich.

Faber, Richard / Gajek, Esther (1997) (Hg.): Politische Weihnacht in Antike und Moderne. Zur ideologischen Durchdringung des Festes der Feste, Würzburg.

Heinz, Andreas (2005): Art. „Weihnachten. 1. Entstehung“, in: RGG VIII, 1335 f., 4. Aufl.

Höhn, Hans-Joachim (2007): Postsäkular. Gesellschaft im Umbruch – Religion im Wandel, Paderborn/München/Wien/Zürich.

Höhn, Hans-Joachim (2006): Zeit-Diagnose. Theologische Orientierung im Zeitalter der Beschleunigung, Darmstadt.

Jürgs, Michael (2005): Der kleine Frieden im Großen Krieg: Westfront 1914. Als

Deutsche, Franzosen und Briten gemeinsam Weihnachten feierten, München.

Morgenroth, Matthias (2003): Heiligabend-Religion. Von unserer Sehnsucht nach Weihnachten, München.

Morgenroth, Matthias (2002): Weihnachts-Christentum. Moderner Religiosität auf der Spur, Gütersloh.

Miller, Daniel (2011): Weihnachten. Das globale Fest, Berlin.

Splett, Jörg (1978): Der Mensch ist Person. Zum christlichen Sprechen vom Menschen, Frankfurt.

Steinwede, Dietrich (1999): Nun soll es werden Friede auf Erden. Weihnachten. Geschichte, Glaube und Kultur, Düsseldorf.

Stuhlmacher, Peter (2005): Die Geburt des Immanuel. Die Weihnachtsgeschichten aus dem Lukas- und Matthäusevangelium, Göttingen, 2. Aufl.

Weber-Kellermann, Ingeborg (1987): Das Weihnachtsfest. Eine Kultur- und Sozialgeschichte der Weihnachtszeit, München/Luzern.